

Gemeinsam sind wir unausstehlich

Endlich, die zehnte Klasse war zu Ende. Mein Zeugnis reichte aus, um die gymnasiale Oberstufe meiner geliebten Gesamtschule zu besuchen. Aus ursprünglicher Verachtung war Liebe geworden. Hatte ich in den ersten Wochen noch an jeder Ecke einen Drogendealer vermutet, so war ich heute schon stolz, wenn jemand es wagte, seinen Kaugummi auf der Klinke des Direktors abzulegen. Die Gesamtschule war nicht so schlecht wie ihr Ruf. Ich mochte die langen Gänge, die bunten Wände und den verwilderten Schulgarten. Ich liebte das Chaos auf den Vertretungsplänen, vor denen alle immer kollektiv aufstöhnten, und die freundliche Bestimmtheit des Schwarzen Bretts. »Die Schüler werden gebeten, keine Brote unter den Tischen liegen zu lassen und alles zu unterlassen, was Schäden an der Substanz der Schule verursachen könnte. Das Rauchen im Schulgebäude ist den Schülern nicht erlaubt! Die Schulleitung.«

In vier Wochen würde ich meinen 16. Geburtstag feiern. 16 Jahre, das war für mich schon fast wie 18. Ich konnte es kaum erwarten und sah ein neues Zeitalter auf mich zustürmen, vollgepackt mit Freiheit und Unabhängigkeit. Naturgemäß sah das mein Vater, Dieter Kleewe, ganz anders.

»Solange du deine Füße unter unseren Tisch stellst, wird gemacht, was wir sagen.« Wie oft schon hätte ich

den Tisch am liebsten vor den Augen meiner Eltern zerhackt.

»Ich wohne hier, da muss ich meine Füße ja unter euren Tisch stellen«, entgegnete ich pampig.

»Nicht in diesem Ton, Monika!«, mahnte meine Mutter.

»Ihr wisst auch nicht immer, wo es langgeht.«

»Noch bestimmen wir, wo vorne ist«, sagte Vater daraufhin.

»Ach ja ... und was ist, wenn ihr hinten steht?«

»Dann ist eben hinten vorne!«

Als ich mit meinem Zeugnis zu Hause ankam, waren Oma, Tante Elsbeth und Onkel Hartmut schon da. Tante Elsbeth war die Schwester meiner Mutter und, wie Oma immer sagte, »seit ihrer Heirat geistig nicht mehr ganz auf der Höhe«. Dass Onkel Hartmut »eine ganze Ecke« älter war als Elsbeth, hätte Oma wohl hingenommen. Aber dass ihr Schwiegersohn eine zwielichtige Vergangenheit im Dritten Reich hatte, blieb ein heikler Punkt in unserer Familie. Da Oma einen »unglaublichen Hass auf diese braune Bande« hatte, kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen, bevorzugt an Weihnachten. Das Fest der Liebe geriet dann schnell zu einem Fest der Hiebe, doch am Ende hatten sich alle wieder »ganz lieb«.

»Na, dann lass mal dein Zeugnis sehen«, sagte Mutter.

Tante Elsbeth sah ihr über die Schulter. »Habt ihr keine Handarbeit?«, fragte sie ungläubig, während Mutter mein Zeugnis las.

»Nein.«

»Und Kochen?«, fragte Elsbeth weiter.

»Kochen haben wir noch nie gehabt«, erwiderte ich.

Onkel Hartmut schüttelte missmutig den Kopf. »Kein Kochen, keine Handarbeit ... Kein Wunder, dass die Männer keine richtigen Frauen mehr finden«, meinte er.

»Ich finde, das hast du sehr schön gemacht, Monika«, sagte Mutter und strahlte.

»Und was hat sie jetzt davon? Ich meine, wozu so ein gutes Zeugnis?«, wollte Elsbeth wissen.

»Damit kann Monika Abitur machen«, sagte Vater voller Stolz.

»Wozu denn Abitur?«, fragte Onkel Hartmut erstaunt.

»Um sich zu bilden und bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben«, erklärte mein Vater.

»Was heißt hier Arbeitsmarkt? Der Platz einer Frau ist zu Hause«, entgegnete Hartmut und sah mich an wie einen Schwerverbrecher.

Oma machte eine abwertende Handbewegung und meinte nur, ich solle diese dummen Sprüche nicht zu ernst nehmen. »Dein Onkel Hartmut ist als Kind zu oft vom Wickeltisch gefallen – da redet man so einen Unsinn.«

»Aber es ist doch kein Wunder, dass wir immer mehr Arbeitslose haben, wenn die Frauen plötzlich alle meinen, sie müssten arbeiten! Die sollen heiraten und Kinder kriegen, wie es sich gehört!«, sagte Onkel Hartmut eine Idee zu laut.

»Dem ist damals ein Granatsplitter ins Hirn geschossen«, stellte Oma sachlich fest und warf sich ihre Jacke um. Das war das Zeichen zum Aufbruch.

Zur Feier des Tages gingen wir essen. Ein sehr seltenes und deswegen besonderes Ereignis, was alle in Aufregung versetzte, schließlich waren wir nicht »Rockefeller«. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben das

Restaurant aussuchen dürfen und einen Italiener gewählt. Mein Vater hatte mit »Wenn es da auch Schnitzel gibt, ja« seine Zustimmung gegeben.

*

Wohlgeordnet marschierten wir beim Italiener ein. Die beiden Männer vorneweg. Dahinter in Zweierreihen Oma neben Elsbeth und ich neben Mutter.

»Und benimm dich ordentlich«, zischelte Mutter mir zu, als hätte ich erst am Vortag das Essen mit Messer und Gabel gelernt. Ein Kellner nahm uns mit einem strahlenden »Buon giorno, signori, buon giorno, signorina« die Jacken ab und hängte sie auf.

Mutter war begeistert. »Wie freundlich die hier sind.«

Oma aber war misstrauisch. »Ich will meine Jacke behalten«, sagte sie und klammerte sich an das Kleidungsstück wie eine Ertrinkende an ein Stück Holz.

»Mutti, jetzt lass doch die Jacke los«, mahnte meine Mutter und zerrte nun ihrerseits mit.

»Nur über meine Leiche!«

»Mutti!«, sagte Mutter und riss ihr die Jacke aus der Hand, um sie dem Kellner anzuvertrauen. Dann schob sie die widerborstige Seniorin zum Tisch. Onkel Hartmut musste seinen Platz räumen, damit Oma ihre Jacke »wenigstens immer im Auge« hatte.

Als wir endlich alle saßen, fragte Tante Elsbeth: »Wo findet denn eure Abschlussfeier statt?«

»Kreuzberg«, sagte ich und wandte mich gespannt der Speisekarte zu.

»Kreuzberg! Warum denn so weit weg?«

»Weit weg? Kreuzberg ist doch nicht weit weg. Da fahren wir mit der S-Bahn bis ...« Weiter kam ich nicht.

»Du willst S-Bahn fahren? Niemals«, sagte mein Vater.

»Mensch, Papa, das eine Mal. Alle aus meiner Klasse fahren mit der S-Bahn.«

»So weit kommt es noch, dass mein Kind die Russen unterstützt«, sagte Vater. Wer S-Bahn fuhr, fuhr Reichsbahn, und die unterstand der DDR. Man gab also mit seinem Fahrschein indirekt die gute Westmark den Russen. Und das wollten meine Eltern nicht. Sie fuhren lieber U-Bahn oder Bus, auch wenn es länger dauerte.

»Ich glaube nicht, dass ich mit einem einzigen S-Bahn-Fahrschein die russische Armee wieder flottmache«, gab ich zu bedenken.

»Die Antwort lautet: Nein! Von Familie Kleewe fließt kein Pfennig in diese pseudodemokratische Diktatur, und damit basta!«

Mutter trat unter dem Tisch mit dem Fuß nach mir. Ich hatte verstanden und schwieg. Ich widmete mich wieder der Karte. Mir lief das Wasser schon im Mund zusammen.

Oma blickte skeptisch drein. »Pizza Hawaii ... hm ... das ist mir zu weit weg, und was ist das hier ... Pizza Tonno ... Tonno ... ich esse nichts aus der Tonne«, sagte sie und blätterte um. Staunend sahen wir Oma an. Sie ließ sich nicht stören von dem jungen Kellner, der schon zum zweiten Mal »Prego« zu ihr gesagt hatte.

»Oma, du bist dran mit Bestellen«, wisperte ich zu ihr hinüber und gab ihr einen kleinen Stoß in die Seite.

»Bin ich hier zu Gast oder auf der Flucht?«, fragte sie säuerlich und suchte seelenruhig weiter.

»Nimm doch auch ein Schnitzel, Mutter«, schlug Vater schließlich vor.

»Schnitzel? Das kann ich mir doch selber machen. Haben Sie auch Eisbein?«, fragte sie den völlig überraschten Kellner. »Eisbein ... Signora, äh ... »

»Oma, das ist ein Italiener. Da gibt es Pasta und Pizza«, erklärte ich.

»Pasta? Pizza? Komm, Monika, such du mir mal was Vernünftiges aus«, sagte sie schließlich und klappte die Karte zu. Ich bestellte ihr eine Pizza Diabolo.

Mein Vater und Onkel Hartmut begannen sich über Fußball zu unterhalten. Eines der wenigen unverfänglichen Themen zwischen den beiden Männern. Meine Mutter, Tante Elsbeth und ich starrten schweigend, aber nicht unzufrieden aus dem Fenster. Oma behielt ihre Jacke im Auge.

Der Kellner brachte die Getränke. Ich durfte endlich Cola trinken, ohne vorher lange Diskussionen über den Zuckergehalt jenes köstlichen Getränkes führen zu müssen, das mir bis zu meinem zwölften Lebensjahr gänzlich vorenthalten und danach nur bei ganz besonderen Anlässen zu Hause serviert worden war. Alle stießen auf mich und meinen Schulabschluss an. Ich war stolz, und mit meiner großen Cola fühlte ich mich erwachsener denn je. Bis Oma ihr Glas ein zweites Mal erhob und lauthals sagte: »Auf unsere kleine Wuchtrumme!«

*

Als wir wieder zu Hause waren, beschwerte sich Oma zum wiederholten Male über die »teuflich scharfe« Pizza und schwor beim lieben Herrgott, nie wieder so einen »belegten Scheuerlappen zu essen«.

Alle anderen waren mit dem Italiener zufrieden. »Für ausländisches Essen war es wirklich gut«, lobte selbst Onkel Hartmut, der meinen Wunsch, zum Ita-

liener zu gehen, zunächst mit großem Missfallen aufgenommen hatte. Er war davon überzeugt, dass die Italiener einem »lächelnd den Dolch in den Rücken rammen. Da wirst du verraten und verkauft, noch bevor du dich hingesezt hast«.

»Mann, bin ich voll«, sagte meine Mutter und fuhr sich mit der Hand über den Bauch, als würde sie mir gleich ein Geschwisterchen schenken. Unmittelbar danach brachte sie Berge von Kuchen in die Stube, als habe sie den Satz eben nie gesagt. Beim Anblick dieser Kuchenmassen stöhnten alle auf. »Mit einem ordentlichen Kaffee klappt das schon«, munterte Mutter uns auf.

»Ein Schnaps wäre mir lieber«, sagte Oma.

Während wir uns durch die Kuchen quälten, klingelte das Telefon. Wenn mein Vater zu Hause war, war es seine Aufgabe, das Gespräch anzunehmen. Wenn er nicht da war, Mutters. Und nur dann, wenn keiner von beiden zu Hause war, war ich befugt, ans Telefon zu gehen. Ich fand, das sei jetzt überholt – immerhin war ich auf dem besten Weg in die elfte Klasse und in vier Wochen 16 Jahre alt. Also stürzte ich vor meinem Vater in den Flur ans Telefon.

»Monika Kleewe, hallo?«

Mein Vater nahm diese Grenzüberschreitung gelassen hin. Meine Mutter stampfte einmal kurz mit dem Fuß auf, sagte aber nichts. Am anderen Ende war mein großer Bruder, Michael.

»Hallo, großer Bruder!«

Er war einige Jahre zuvor in eine Landkommune nach Westdeutschland gezogen, sehr zum Missfallen meiner Eltern. Vater fand es unmöglich. »Die wollen wieder in der Höhle wohnen, freiwillig! Das wird eine

Brutstätte des Terrors sein, und unser Michael ist mit-tendrin! Das kann gar nicht gutgehen. Sie werden ihn verhaften, ich sehe es schon kommen.«

Mutter hatte eher hygienische Bedenken. »Wie kann er da nur leben? Kein fließend warmes Wasser, ein Plumpsklo – der Junge wird sich erkälten.«

»Wenn ich das schon höre, er will seine Persönlich-keit da entfalten!«

»Das ist doch an sich etwas Gutes«, sagte ich.

»Aber muss man denn dafür so lange Haare haben und riesige ausgeleierte, dreckige, kratzende Wollpull-over tragen?!«

»Ich weiß nicht ...«

»Es gibt Bestrebungen in diesem Land, die nicht dazu angetan sind, auf dem Boden der freiheitlich de-mokratischen Grundordnung zu bleiben, und unser Herr Sohn macht da mit. Sieh dir doch diese Verwirr-ten mal genau an, Monika.«

Mit den Verwirrten meinte Vater die Partei der Grü-nen. Ihren Gründungskongress im Januar 1980 hatte er mit einer Mischung aus Sorge und Verachtung be-gleitet. »Jetzt sieh sich das einer an – ein langhaariger Mann, der strickt, die spinnen doch ... Aber da, we-nigstens *ein* richtiger Mann mit kurzem Haar ... Ach nein, das ist ja wieder diese Petra Kelly. Eva, das musst du dir ansehen. Was macht die rothaarige Frau da?«, fragte er und zeigte auf den Fernseher, als säße die Rothaarige bei uns auf der Wohnzimmercouch.

»Die stillt ihr Kind«, sagte meine Mutter staunend.

»Darf die das da?!«, entrüstete sich Vater.

Mutter zuckte mit den Schultern und fragte nur: »Schadet das dem Kind nicht, so in aller Öffentlich-keit?«

»Eva, ich will die Brust dieser Frau nicht sehen«,

sagte Vater, als sei Mutter für die Fernsehbilder verantwortlich.

»Dann schau halt weg, Dieter.«

»Sag mal, Papa, was findest du an den Grünen eigentlich so falsch? Sie wollen ökologisch, sozial und gewaltfrei sein.«

»Daran ist erst mal nichts falsch, Monika. Aber sieh dir die Leute genau an. ›No Atomstrom in my Wohnhome‹, wenn ich das schon lese! Sollen wir etwa wieder in Höhlen wohnen?!«

»Aber Atomkraft ist gefährlich, Papa.«

»Das kannst du beurteilen, ja? Monika, Physik vier, und du weißt, wie ein Atomkraftwerk funktioniert?!«, meinte Vater abfällig.

»Aber du als Maler weißt es ...«, entgegnete ich patzig.

»Wenn mir unsere besten Ingenieure versichern, dass die Dinger sicher sind, dann glaube ich das. Warum sollten sie lügen? Sie leben doch auch in diesem Land.«

»Aber keiner weiß, wo man den ganzen radioaktiven Müll lassen soll«, sagte ich.

»Wer weiß, vielleicht kann man den eines Tages auf den Mond schießen«, meinte Vater.

»Und was, wenn der voll ist?«, entgegnete ich.

»Dafür wird sich eine Lösung finden. Die Techniker arbeiten daran«, sagte mein Vater.

»Aber Papa, du würdest doch auch nicht in ein Flugzeug steigen, für das noch keine Landebahn existiert, oder?«

»Wo hast du diesen Vergleich wieder her? Bestimmt von den Hottentotten, die setzen dir einen Floh nach dem anderen ins Ohr.«

Trotz der Bedenken meiner Eltern durfte ich meinen Bruder seit Jahren in den Ferien besuchen. Allerdings machte das mein Verhältnis zu ihnen nicht gerade unkomplizierter. Immer wenn ich von den Hottentotten zurückkehrte, hatte ich einen Sack voller neuer Ideen dabei. Einige quittierte Vater mit einem herzhaften Lachen, andere trieben ihn an den Rand des Wahnsinns.

»Du willst einen Küchenplan aufstellen? Ich soll kochen? Warum denn das?!«

»Du kannst doch genauso kochen wie Mama«, sagte ich.

»Kann ich nicht!«

»Dann lernst du es eben.«

»So weit kommt es noch. Vater lernt kochen, ich lach mich kaputt«, war mir meine Mutter damals in den Rücken gefallen.

»Hallo, Schwesterherz, wie geht's?«, rief mein Bruder gut gelaunt in den Hörer.

»Super, wir waren gerade essen, und du glaubst nicht, wo!«

»Na, wo schon, im Schollenkrug natürlich«, sagte Michael voller Überzeugung.

»Falsch – wir waren beim Italiener!«, entgegnete ich triumphierend.

»Beim Italiener?! Und da hat Onkel Hartmut nicht gleich den Kellner erschossen?«

»Hätte er vermutlich gerne getan, aber ...«

»So, jetzt gib mir mal den Hörer, ihr vertelefontiert sonst noch euer Erbe«, sagte Mutter und riss mir den Hörer aus der Hand. Bei Telefongesprächen aus Westdeutschland schien sich der Postminister persönlich am Portemonnaie der Eltern zu bedienen.

»Na, mein Junge, wie geht es dir? ... Uns geht es gut ... Ja, wir bringen Monika vorbei ... Ob ich was habe? ... Alte BHs von mir – also, ich weiß nicht ...«
Mein Vater horchte auf und sah gespannt seine Frau an. Die zuckte nur mit den Schultern und meinte, sie werde sehen, was sich machen lässt.

»Er will was haben?«, fragte Vater entsetzt.

»Alte BHs«, antwortete Mutter und war nur froh, dass Onkel Hartmut dieses Ansinnen nicht mitbekommen hatte.

Vater schüttelte den Kopf und sagte: »Der Junge ist verrückt geworden, vollkommen verrückt!«

*